

# Inhalt

---

Vorwort .....	5
Eine Gamsgeiß und einige Schmetterlinge .....	6
Abschied vom Glockkaserkar .....	17
Die verflixte siebente Gams .....	31
Tiroler Gams geschichten .....	50
<i>Good sport</i> – einige Kugelfüchse .....	63
Drei Rehböcke an einem Tage .....	73
Eine Freundschaft und eine Möwe auf der „Kiiiippe“ .....	84
Ein unerfüllter Traum – Hirschbrunft in den Südkarpathen .....	93
Der Kronenzehner aus Grafenwöhr .....	120
Winterliche Pirsch im Herbst .....	133
Der Kneippkur-Hirsch .....	155
Staatsjagd im Saupark .....	166
Vorstellung und Wirklichkeit - Eine Fahrt in das verwehte Ostpreußen .....	175

# Eine Gamsgeiß und einige Schmetterlinge

---

Christi Himmelfahrt ...! Unten im Tal glänzten die Wiesen in einem kräftigen, satten Grün, während die etwas steileren Weiden, die nicht mehr mit dem Schlepper gemäht und deshalb auch nicht mehr so intensiv gedüngt werden können, mit Wiesenblumen in allen Farben des Regenbogens übersät waren – leuchtende Blüten, die anscheinend nur darauf warteten, vom Vieh aufgenommen und damit zur Grundlage der guten Almmilch zu werden. Die Fichten und die Zirben hatten ihre ersten zaghaften Triebe geschoben, und die Lärchen stachen in ihrem neuen, hellen Gewand wie Lichtpunkte aus den tiefdunklen Nadelholzwäldern hervor.

Die letzten Reste der noch vor wenigen Tagen heruntergedonnerten Lawinen wurden beseitigt, von früh bis spät arbeiteten die Bauern auf der Allmende, damit so schnell wie möglich auf den vermurten Flächen wieder Gras wachsen und Vieh weiden könne. Die Schäden an den Häusern, die der ungeheueren Luftdruck der abgehenden Lawinen verursacht hatte, waren schon beseitigt. Gerade den uns benachbarten Hinterbichlbauer hatte es arg getroffen; die gesamte Vorderwand des alten Stalles war weggerissen worden, obwohl er doch so weit vom Ende des Lawinenkegels und dann auch noch auf dem Gegenhang steht. Fast schwarz ist das Holz des Stalles, von der Sonne verbrannt und vom Regen verwittert, und die neue, noch hellbraune Holzwand sah wie ein Fremdkörper aus, wie eine etwas unzeitgemäße, allzu moderne Veränderung an diesem alten Hof. Doch es ist alles nur eine Frage der Zeit, dann wird auch dieses Holz so sein wie das fast aller alten Ställe im Pinzgau: dunkelgrau bis schwarz, aufgebaut auf einem weiß getünchten Erdgeschoss aus Stein.

Die Balkone der Bauernhäuser waren überall mit Geranien und Betunien geschmückt, rote, weiße, gelbe, blaue, violettfarbene, alle Farben, die in der Schöpfung zu finden sind – Blumenkompositionen, die wie Kaskaden von Blüten aus den Blumenkästen zu quellen schienen. Manche Arrangements waren einfarbig, manche zweifarbig und wieder andere in einer Symphonie aus Farben – immer Ausdruck einer wirklich schönen natürlichen Harmonie. Im Frühling war die Fülle noch nicht so üppig wie später im Sommer, doch die Kästen verrieten schon viel über die Liebe der Hausbesitzer zu der Farbenfroheit der Natur, und sie ließen uns schon jetzt im Spätfrühling ein wenig von der Farbenpracht eines Bergsommers ahnen.

Das Leben war wie neu geboren. Die düsteren, grauen Stunden der Übergangszeit waren überwunden, viel länger schien jetzt die Sonne in das enge Tal und ließ die Gemüter der Bewohner, die doch zuweilen im Winter recht verdüstert sind, aufhellen. – Günther, der jagdliche Begleiter nun schon so vieler Jahre, und seine Frau schauten vorbei und brachten mir das Geweih vom letzten Jahr. Wir tranken im Hause ein Glas frisches

eigenes Quellwassers, schauten uns die an den Wänden hängenden Erinnerungen an, die ja zu einem großen Teil unsere gemeinsamen sind. An jedes Waidmannsheil, das wir zusammen erlebt hätten, könne er sich erinnern, jedes Erlebnis stehe ihm immer noch vor Augen, als wenn er es erst kürzlich gehabt hätte, sinnierte der Jäger, und dabei war sein Blick ganz nach innen gerichtet – so als wenn er noch einmal unsere gemeinsamen Abenteuer nachvollziehen würde. Ja, an vergangene Pirschen dachten wir und auf neue freuten wir uns. Die Termine im Sommer und im Herbst standen schon fest, und die noch vor uns liegenden Monate würden wir auch noch hinter uns bringen. Und dann erfuhr ich auch das Allerneueste aus dem Revier, und da gibt es immer viel zu erzählen. Der Oberförster P., der Jagdleiter des großen Reviers, habe unterhalb des Hocharn im Lawinenkegel einen guten Steinbock gefunden, dessen Trophäe noch unversehrt sei, sonst sei aber zum Glück weiteres Fallwild nicht festgestellt worden. Ein Kleiner Hahn sei ebenfalls schon erlegt worden, und einzelne Böcke wären auch schon bestätigt. Die Jagdherrn könnten jetzt kommen, alles wäre vorbereitet.

Die Vorfreude auf die kommenden Pirschen wurde durch dieses Teilhaben am Leben im Revier noch gesteigert, und es war mir, nachdem Günther und seine Frau uns wieder verlassen hatten, als wenn die Pirsch auf den Sommergams gleich am nächsten Tag beginnen würde.

Aber noch war es nicht so weit, noch musste ich mich gedulden. Meine Frau und unsere Tochter Aggie wollten erst einmal die wenigen Ferientage ausnutzen, um eine kleine Bergtour zu unternehmen. Mit dem Bus ging es deshalb tags drauf hinauf nach Kolm-Saigurn, hinauf zum Ammererhof, zu diesem Gasthof, der der Zeit entrückt zu sein und in dem noch die wahre alpinistische Tradition erhalten zu sein scheint – eine unverfälschte Tradition, fernab der Jagateebuden und der lauten Musik, von der man offensichtlich meint, dass sie die Jugend und die, die hoffen, dazuzugehören, anzieht, ja, fernab der falschen und gekünstelten, der aufgesetzten Alpenromantik.

Vor vielen Jahren suchten wir diesen uralten hochalpinen Gasthof erstmalig auf. Wir setzten uns in die mit so viel Tradition angefüllte Stube, die nur ein hochpassionierter Jäger, dem auch der Sinn für das Schöne und das Alte zu eigen war, hatte einrichten können. In einer Ecke der Gaststube stand ein herrlicher, reich und kunstvoll verzierter Kachelofen, der den holzgetäfelten Raum mit einer so angenehmen Wärme anfüllte, dazu ein Bauernschrank, voll mit der schönsten Pinzgauer Keramik. Gamskrucken, Rehgehörne, einige Geweihe und eine Gamsdecke ließen den Raum nachgerade zu einer heimeligen Jägerstube werden. Eine Gitarre hing an einem Haken, immer bereit, von kundiger Hand gespielt zu werden, um den Raum im Dreivierteltakt zum Schwingen zu bringen. Vergilbte Fotografien aus längst vergangenen Tagen zierte die Wände – vom lange zurückliegenden fünfzigjährigen Bestehen der Wetterwarte hoch oben auf dem Sonnblick, von fröhlichen Gästen, von bekannten Politikern. Einige gemalte Bilder waren aufgehängt, die Berglandschaften wiedergeben und ... ein Bild der hannöverschen Marktkirche. Ein wenig wunderten wir uns schon, wie sich dieses Bild mit dem uns so bekannten Sujet aus der Hauptstadt unseres Bundeslandes in dieses abgeschiedene Tal, an diesen weltabgewandten Ort hatte verirren können. Wir fragten die Wirtin, die,

seitdem wir sie damals kennen lernten, immer im Dirndl, immer in der Tracht dieses Landstriches ihren Gästen entgegentritt und damit eine Tradition hochhält, die wir als ein so bedeutendes Kapital ansehen, und sie antwortete uns doch etwas ungläubig, ob wir denn nicht wüssten, dass der Talschluss das Gebiet der hannöverschen Sektion des Alpenvereines und die Hütte oben auf der Riffelscharte das Niedersachsenhaus sei. Nun wussten wir es, und eine weitere Brücke war zwischen unseren beiden Heimaten geschlagen, zwischen dem Norden und den Bergen – eine Verbindung, die uns dieses Tal noch näherbrachte.

Vom Ammererhof wollten wir auf einem Höhenweg zur Durchgangsalpe und dann weiter zurück nach Bucheben wandern. Bequem ging es den steilen Weg zur Alm hinauf. Noch war aber nicht der richtige Mumm in den Knochen, die Erstarrung und die Ermüdung aus den Wintermonaten war noch nicht aus ihnen herausgetrieben, doch die frische Bergluft, der überwältigende Anblick der Nordabstürze des Hohen Sonnblicks und das Gefühl, endlich wieder einmal in den geliebten Bergen unterwegs zu sein, ließen uns diese Beschwerden sofort vergessen. – Als wir die Steigung hinter uns gelassen hatten und sich vor uns die Durchgangsalpe ausbreitete, umrahmt von all den Gipfeln, die wir ja so gut kennen und die uns von so mancher Bergfahrt her vertraut sind, setzten wir uns in das Gras, streckten die Beine aus und genossen einfach nur unser Dasein. Die Sonne brannte vom Himmel, über den ab und an blendend weiße Schönwetterwolken segelten. Nur noch im tiefsten Schatten der Felswände hatten einige Schneeflecken der wiedererstarkten Kraft der Sonne widerstehen können. Die ersten Enziane hatten die Decke des alten, vertrockneten und grau gewordenen Grasses durchstoßen – Farbtupfer auf der tristen und toten Hinterlassenschaft des nunmehr fast endgültig überwundenen vergangenen Winters.

Der Frühling nahm unaufhaltsam Einzug, die Herrschaft des Eises war gebrochen, und der künftige Sommer begann über die winterliche Kälte und Erstarrung zu triumphieren. Überall gluckste und murmelte das von den Hängen herabfließende Schmelzwasser und spülte den Schnee des Winters fort. Die erste Hummel gaukelte über die jungen Blüten, kleine Fliegen schwirrten umher, und auch Mücken tanzten bereits in einer Säule hinauf und hinunter. Ein warmer Südwind strich über die erwachende Alm und ließ uns schläfrig werden.

Vor uns lag die vor einigen Jahren neu erbaute Almhütte. Die alte war wohl zu unmodern geworden, sie wurde abgerissen und mit ihr ging eine ganz besondere Tradition unter, die wir nur noch in diesem alten Hause haben erleben können. – Vor langer Zeit durchwanderten wir zu Pfingsten diese Alm. Es war kalt, teilweise lag noch meterhoch Schnee. Ein scharfer Wind ließ den Gang recht ungemütlich werden. Als wir uns der Hütte näherten, sahen wir, wie aus allen Ritzen und Fugen, aus allen Löchern dieses Hauses Qualm drang und das Gebäude umwölkte. Wir fürchteten schon, dass ein Feuer ausgebrochen sei und dass gleich Flammen aus den kleinen Fenstern schlugen, doch ich erinnerte mich an Bilder, die ich in alten Jagdbüchern sah – Bilder von Almhütten, die eingehüllt von Rauch waren – und dass die Häuser in früheren Zeiten beheizt wurden, indem im Haus ein Feuer entfacht wurde und der Rauch sich seinen Weg nicht

durch einen Kamin nach draußen suchte, sondern durch die Ritzen und Spalten in der Außenwand. Und als ich auf dem Dach der Hütte auch keinen Schornstein sah, war uns klar: die Hütte brannte nicht, es wurde nur eingeheizt – es war ein Rauchhaus.

Nie wieder habe ich dieses Phänomen im Tal beobachten können. Diese Art der Heizung ist aber auch wirklich wenig komfortabel, und da ist es nur zu verständlich, wenn man das Haus mit einem Ofen beheizt und gleichzeitig dabei auch noch gut Luft bekommen kann.

Als wir dort oben standen, leuchtete ich auch die Ostabstürze des Hocharn und des Ritterkopfes ab und versuchte, Wild ausfindig zu machen. Doch die gegenüberliegenden Flanken waren viel zu weit entfernt, als dass ich mit dem Glas hätte etwas erkennen können. Freilich: ich konnte wenigstens meiner Familie erklären, wo wir sonst pirschen, wo die Ritterkarhütte stehen müsste, ja, wo ich schon so viele Abenteuer hatte erleben können.

Später gingen wir dann den Wandersteig ins Tal hinunter und dabei näherten wir uns auch dem Gebiet, in dem wir pirschen. Immer wieder glitt der Blick über die Ache, ob nicht vielleicht doch Wild in Anblick kommen würde. Ab und an blieben wir stehen. Jeden Graben suchten wir zu ergründen, jede Geländefalte, jede noch so kleine Blöße im Wald und in den Felsabbrüchen. Doch nichts, rein gar nichts war zu sehen.

Von einer Aussichtsplattform aus hatten wir Einblick in die in früheren Zeiten zur Jagd gehörenden Grieswiesalm, die aber später wieder angepachtet werden konnte. Weit dehnte sie sich vor uns aus, am Waldesrand konnten wir die Hochwildfütterung erkennen, die wir auf früheren Pirschen von der anderen Talseite aus hatten beobachten können, und unter uns rauschte und polterte die Ache. Obwohl sie dort oben schon arg gezähmt ist, fließt das Wasser doch hauptsächlich unterirdisch, damit aus ihm Energie gewonnen werden kann. Sorgfältig überprüften wir auch die Alm, doch nur Kühe kamen uns in Anblick, kein Rotwild, keine Waldgams und auch nicht das eher seltene Rehwild. Der Anblick der Kühe reichte aber nicht, er zählte nicht; noch hatten wir an diesem Tag kein Waidmannsheil der jagdarmen Zeit, noch hatten wir keinen noch so flüchtigen Anblick von Wild. Aufgegeben wird jedoch erst mit Schwinden des Büchsenlichtes, und das gilt für alle Jahreszeiten, und davon waren wir noch weit entfernt.

Kurz bevor der Wandersteig auf die Fahrbahn trifft, wollte ich noch einen letzten Blick, einen doch etwas sentimentalsten Abschiedsblick auf die Flanken werfen. Meine Familie wurde aber schon etwas ungeduldig, drängte zum Weitergehen, schließlich wollten wir im Lechnerhäusl einen Palatschinken zu uns nehmen, und auf diesen freuten wir uns schon den ganzen Tag. Doch zuerst musste ich diese allerletzte Chance wahrnehmen, um den Einstieg zum Ritterkar, das hinter einer Kante verborgen war, zu überprüfen. Die erste Hitze des Jahres durchflutete unser Tal, doch hoch oben waren noch viele Schneeflecken, die die letzten Erinnerungen an den vergangenen Winter in sich bargen. Vielleicht, kam es mir in den Sinn, ja vielleicht ziehen einige Stücke über das Eis, um sich Kühlung zu verschaffen. Also wurde wieder der Rucksack abgesetzt und der Feldstecher herausgekramt, und plötzlich entpuppten sich die winzigen Punkte auf den Schneeflächen als Gams. Einige Stücke hatten sich auf dem Eise niedergelassen,



um so noch mehr Kühlung zu erfahren, einige zogen hin und her, wieder andere tollten herum, jagten und spielten miteinander, und das konnten nur die Kitze sein. Mahnende Worte hörte ich, immer wieder, der Palatschinken warte und ich hätte doch schon genug Gams in meinem Leben gesehen. Doch ich ließ mich nicht beirren, ich wollte schauen, ich wollte genießen und wollte einfach nur ein wenig von kommenden Jagdabenteuern träumen.

Nun aber war es mit der Geduld unserer Tochter vorbei. Energisch bestand sie darauf, jetzt weiterzugehen, ich hätte genug gesehen, diese acht, neun Stück Gams seien ja wirklich ausreichend, jetzt müsste ich doch auch einmal an meine arme, geplagte und hungrige Familie denken. Wenn ich vom Anblick des Wildes leben könne, dann sei das meine Sache, sie jedenfalls lebe nicht nur von der Luft und der Liebe, sie brauche unverzüglich den Palatschinken und dann auch noch einen kleinen Kaiserschmarrn, sonst gehe sie jämmerlich ein. Das freilich wollte ich nicht. Und da Familienferien immer schlecht mit der Jagd zu vereinbaren sind – oder sollte ich nicht in diesem Falle besser sagen: mit der Illusion der Jagd –, gab ich mich geschlagen. Es gibt eben noch Wichtigeres als das Beobachten des Wildes, und das Gespräch und das gemeinsame Wandern ist ja auch etwas, was mir viel Freude bereitet, ja, was ich nachgerade suche, zumal ich die wenigen Ferientage nutzen wollte, um auch einmal Zeit für die Familie zu haben, da das berufliche Engagement sonst wenig Raum hierfür lässt.

Ich ließ Gams Gams sein und schaute nur in die Zukunft. Noch vier Monate, und dann würde auch ich dort oben pirschen, dann würden auch wir dort oben im Gamsgebirge unsere Fährten ziehen, immer auf der Suche nach einem Sommergams.

Und auch diese kurze Zeit des Wartens war wie im Fluge vergangen. Kaum hatten wir im Frühjahr das Tal verlassen, kamen wir Anfang September schon wieder zurück. Jetzt sollte es aber ernst werden, nun war es vorbei mit dem bloßen Schauen – nun wollten wir den Stücken nachstellen und versuchen, eine passende alte Geiß zu finden.

Die Nacht auf der Ritterkarhütte auf über 2400 Metern Höhe war hart. Unruhig wälzte ich mich von einer Seite auf die andere, Schlaf fand ich kaum. Die Höhe, der Tee und vielleicht auch die Vorfreude, diese innere Unruhe vor großen Ereignissen, ließen mich nicht zur Ruhe kommen. Üblicherweise greife ich dann immer zu einem Buch, um mich abzulenken, doch die kleine Kerze, die ich hätte anzünden können, hätte gerade einmal so viel Licht gespendet, dass ich auf der Armbanduhr die Zeit hätte ablesen können. Da ich ja durch bittere Erfahrungen in den Jahren zuvor um die Schlaflosigkeit hoch oben im Gamsgebirge wusste, hatte ich ein kleines Radio mitgenommen, um nachts mit einem Kopfhörer einige Sendungen zu hören. Doch der Empfang war so schlecht, dass das Rauschen eher Kopfschmerzen verursachte, denn ein Vergnügen war, und das Radio deshalb auch nicht als eine Ablenkung anzusehen gewesen wäre. Also quälte ich mich durch die dunklen Stunden, und da wir sehr früh aufstehen mussten, brauchte ich wenigstens nicht bis zur Morgendämmerung zu warten. Irgendwann geht schließlich jede Nacht vorbei, und als der Wecker klingelte, war es wie eine Befreiung. Tee, etwas Brot, eine Handvoll Wasser ins Gesicht, und schon ging es los!

Günther beleuchtete mit seiner Taschenlampe den Weg, allerdings nur seine Schuhe, so dass wir zwar die uns umgebende wilde Landschaft nicht sahen, nur den direkt vor uns liegenden Steig, der Lichtschein uns aber auch nicht verraten konnte. Gleich hinter der Hütte ging es steil hinauf. Noch steckte die Müdigkeit der fast schlaflosen Nacht in den Knochen und dann schon diese Anstrengung. In Serpentinaen ging es auf den Grashängen aufwärts, immer im gleichen Rhythmus, stetig, und so wie es ein Wiener Alpinist vor langer Zeit in der Alpenvereinszeitschrift beschrieben hatte: als wenn man kein Ziel und alle Zeit der Welt hätte.

Früher, als Jugendliche, wollten wir die Berge allerdings im Sturmschritt erklimmen. Wir lachten damals in Engelberg im Titlisgebiet über den alten Bergwanderer, der den Jochpass ganz gemächlich Schritt für Schritt erklimmen wollte. Wie im Fluge überholten wir ihn und machten uns über dessen Langsamkeit lustig. Doch bald mussten wir eine Pause einlegen, das schnelle Gehen raubte die Kraft aus den Beinen, und da hörten wir es auch bald: das gleichmäßige Knirschen der Sohlen auf dem Geröll und das Auftocken des Bergstockes. Immer näher kam der Wanderer, und wir saßen erschöpft auf einem Stein und rangen nach Luft. Überholen lassen wollten wir uns freilich nicht, diesen Triumph gönnten wir dem Wanderer nicht. Also rafften wir uns auf und stürmten wieder weiter nach oben, zwar merklich langsamer, doch immer noch recht zügig. Kurz darauf mussten wir abermals eine Zwangspause einlegen, und der zuerst belächelte und nun gefürchtete Wanderer kam unwiderstehlich näher. Noch einmal konnten wir den Ansturm abwehren, doch dann war Schluss – endgültig. Die bergunerfahrenen Freunde japsten nach Luft, lagen auf den Steinen, und wir hörten das unerbittliche Sich-Nähern der gleichmäßigen Schritte des alten Mannes. Kraft hatten die meisten von uns nun nicht mehr, um diesem neuerlichen Vorstoß etwas entgegenzusetzen. Wir mussten uns geschlagen geben, auch wenn dies an unserem Selbstbewusstsein nagte. Langsam zog der Wanderer vorbei, grüßte freundlich, ohne Häme, ohne Lachen, verschwand auf Nimmerwiedersehen in dem Felsgewirr und ließ uns bedepert und beschämt zugleich zurück. Doch wir hatten unsere Lektion gelernt. Solche Schmach musste keiner von uns mehr erleben.

Ja, langsam, aber gleichmäßig ging es hinauf zum Übergang vom Bocksteinkar zum Ritterkar, wo wir Wild erhofften. Am Abend zuvor hatten wir noch in das hinter der Hütte liegende Bocksteinkar geschaut, doch es war wildleer, und auch auf der Ostflanke des Ritterkopfes konnten wir kein Stück ansprechen, also musste das Wild im Ritterkar stecken, da waren wir uns ziemlich sicher.

Oben auf dem Grat warteten wir auf das Licht. Den Lodenmantel eng um die Schultern gewickelt, trotzten wir dem kalten Wind, der vom Ritterkopf herunterfiel. Noch kam kein Wild in Anblick, doch das Schauspiel des Sonnenaufganges, das wir dort oben erleben konnten, diese grandiose Aufführung der Natur, ließ die Gedanken an das Wild erst einmal in den Hintergrund treten. Kann der Betrachter im Flachland und ebenfalls unten im Tale den Sonnenaufgang bewundern und sich an den Farben erfreuen, so wird er oben in den Bergen von der Schönheit des erwachenden Tages beinahe überwältigt. Zuerst der zarte Schimmer, der die Schwärze der Nacht überwindet, und dann das

Brennen, das Lodern der ersten flammenden Strahlen, und mit einem Male war die Landschaft mit dem zarten Rosa übergossen, das jegliche Linien weich und die Berge beinahe unwirklich erscheinen ließ. Diesen Augenblick möchte man festhalten, wenn auch vergebens, diese Stimmung möchte man fassen, doch sie verflüchtigte sich von Minute zu Minute mehr, sie zerrann im Laufe der Zeit, und als die Sonne über dem im Osten liegenden Silberpfennig stand, war das Tal mit dem wenig schmeichelhaften Licht des Tages, das die Konturen so überaus scharf erscheinen lässt, angefüllt.

Der Traum war ausgeträumt, das harte jagdliche Handwerk hatte uns wieder in Beschlag genommen, und wir suchten das Wild. Doch nichts kam uns in Anblick. Also zogen wir los, um unser Glück endgültig unten im Ritterkar zu versuchen. Irgendwo musste ja das Wild stecken. Kaum waren wir ein paar Dutzend Schritte gegangen, da sahen wir die ersten, zuvor überriegelten Stücke, die langsam nach oben zum Grat in unsere Richtung zogen. In Deckung krochen wir zurück, richteten uns hinter einem großen Stein ein und warteten, dass das Wild auf dem erhofften Wechsel zu uns ziehen würde. Freilich: so lange wir auch warteten, Wild ließ sich nicht blicken. Als wir noch einmal zu der Kante gingen, von der aus wir das Wild hatten ansprechen können, da war die Fläche leer. Als wenn sich die Stücke im Nichts aufgelöst hätten – wohin wir auch schauten, nirgends konnten wir mehr ein Stück entdecken.

Pech, aber auch das gehört zur Jagd und darüber sollte man nicht unglücklich sein. Will man Wild problemlos erbeuten, muss man einfach in einem Gatter jagen oder noch schlimmer: dann kann man gleich nach Budapest fahren, so wie es mir vor langer Zeit von Mitarbeitern der staatlichen Jagdagentur gesagt wurde, und sich ein Geweih oder eine Krucke samt einer spannenden Erlegungsgeschichte kaufen, um zuhause mit diesen Erlebnissen zu prahlen, während die eigentlichen Abenteuer verschwiegen werden – nicht schamvoll, sondern eher, um nicht Anwälte einschalten zu müssen, weil die zurückgebliebene Ehefrau derartige Eskapaden nicht besonders witzig findet. Nein, mit solch abstoßenden jagdlichen Einstellungen wollten wir nichts zu tun haben.

Langsam pirschten wir weiter, um dann in das tief unter uns liegende Ritterkar abzusteigen. Doch kaum ließen wir uns auf der steilen Graslehne herunter, hörten wir Gesprächsfetzen und aus einer Überriegelung kamen uns Bergsteiger entgegen. Eine freudige Begrüßung wurde uns entgegengerufen, die wir aber nicht ganz so freudig erwiderten, und dann sprach Günther mit den ihm verwandten Wanderern aus unserem Tal, fragte sie, ob sie Wild gesehen hätten und wohin sie gehen wollten. Hinauf zum Ritterkopf wollten sie, auf dem Südostgrat wollten sie aufsteigen. Es war Sonnabend, und da blieb uns nichts anderes übrig, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Die Wanderer gingen ihres Weges, und wir wollten den unsrigen gehen, immer in der Hoffnung, dass das Wild im Kar nicht vergrämt worden war.

Aber erst einmal ließen wir uns im Gras nieder, um das tief unter uns liegende Kar und die so weit entfernten Abbrüche des Hocharn nach Wild abzuspekulieren. Der Blick in die Ferne war grandios, und er entschädigte uns für all die Quälerei, die zumindest ich dort oben zu erleiden hatte. In der blauenden Ferne lagen die beiden östlichsten Dreitausender der Alpen, der Ankogel und die Hochalmspitze mit ihren großen, in



der Sonne glitzernden Firnfeldern und Gletschern, wuchtig den Blick nach Osten abschließend, davor die unser Tal begrenzende baumlose, kahle und von der Witterung in Jahrmillionen abgeflachte Kuppe des Silberpfennigs, und im Westen breiteten sich wie sturmgepeitschte Wellenkämme auf dem sich in der Ferne verlierenden Meer der Bergspitzen die schneebedeckten und vergletscherten Dreitausender aus. Von unserem ausgesetzten Platz aus hatten wir schon das Gefühl, dass sich uns die Berge wie in einer Kulisse präsentierten und dass sie sich ob ihrer Gewaltigkeit und ihrer Gefährlichkeit bewundern ließen.

Um uns herrschte Stille, nur unterbrochen durch das leise Rauschen des Windes in den Felsen und das Wispern im harten Gras. Majestätisch strich ein Steinadler durch die Lüfte. Ohne Flügelschlag glitt er im Aufwind dahin, mit seinen brettgleichen Schwingen auf der aufsteigenden Luft liegend, schwebend, wie schwerelos kreisend. Höher und höher wurde er empor getragen, er wurde kleiner und kleiner, bis er mit dem bloßen Auge nicht mehr zu sehen war und sich in der Weite des dunkelblauen Himmels verlor, ja, mit der Unendlichkeit des Alls zu verschmelzen schien. Den König der Lüfte schien es zum König des Kosmos zu ziehen, hin zu Gott. - Entrückt schaute ich diesem Schauspiel zu, diesem so seltenen Bild, und es schauderte mich ein wenig angesichts der Größe der Natur, die sich uns gerade im Hochgebirge so unverhüllt zeigt.

Aus diesen Gedanken wurde ich abrupt herausgerissen. Der Jäger stieß mich leicht an und sagte nur ein Wort, das mich aber sofort wieder in die Wirklichkeit des Jagdhandwerkes zurückholte: „Gams!“

Wir hatten Glück. Ein stärkeres Rudel stand auf dem Nordabfall des Hocharns, beinahe unmittelbar am Grat hin zu dem Grieswiesmäher, dort, wo das Ritterkar hin zum Tal abbricht. Wie kleine Punkte wirkten selbst im Glas die Stücke, winzige dunkle Punkte auf der durch die Ferne grau wirkenden Flanke.

Die Entfernung war geradezu riesig, und dazwischen lag tief unten die Ritterkarache, Hunderte von Metern tiefer, und die Stücke standen dann auch noch ziemlich weit oben auf dem Gegenhang. Unerreichbar kamen sie uns vor. Weiter hinten im Kar konnten wir ein kleines Rudel mit jungen Böcken ausmachen und dann auch noch ein einzelnes Stück, viel stärker, viel massiger. Ein alter Bock, der jetzt im Sommer die Einsamkeit suchte und langsam auf den Grund des Kares zog, ab und an etwas karges Gras und vielleicht ein paar Kräuter äsend. Ziemlich weit entfernt standen alle diese Stücke. Ein jagdbarer Bock war nicht freigegeben, die jungen Böcke wollten wir nicht bejagen, also blieben nur die Geißen.

„Wollen Sie es versuchen?“ – Günther fragte nur rein rhetorisch. „Wir wollen ..., ja, wir wollen es versuchen!“ kam es mir aus tiefstem Herzen. Im Spektiv hatte Günther mittlerweile die Stücke näher herangeholt, schaute und begutachtete jedes für sich, wog die Argumente ab, und dann hatte er eine offensichtlich uralte Geiß angesprochen.

„Die passt!“, und schon ließen wir uns den Steilhang hinunter. Obwohl wir im deckungslosen Gelände hinabturnten, ließ sich das Rudel Gams drüben auf der weit entfernt liegenden Flanke nicht stören.

Trotz der großen Höhe war der Steilhang immer wieder mit kleinen bunten Blütensternen übersät, die für die kurzen Monate eines Bergsommers das Licht der Welt erblickt hatten. Unser Abstieg wurde vom Pfeifen der Murmeltiere begleitet, wieder und wieder durchbrach ihr schriller Pfiff die Stille dieses Morgens, ohne dass wir die Stücke in Anblick bekommen hätten. Freilich konnten wir uns auch nicht so recht um dieses Wild kümmern, eher mussten wir darauf achten, so vorsichtig wie möglich abzustiegen, um das Rudel Gams nicht unruhig werden zu lassen und – was noch wichtiger war – um nicht durch einen Fehltritt die Pirsch allzu früh beenden zu müssen. Nur einmal kamen wir an ein Murmeltier heran. Erst in letzter Sekunde sahen wir es, wie es ins Tal herunteräugte, immer wieder äsend, vollkommen vertraut. Natürlich verharren wir für ein paar Momente, diesen Anblick wollten wir uns nicht entgehen lassen. So nah, vielleicht fünfzehn Meter entfernt, kommt der Jäger nur selten an die Murmel heran. Der Wind war auch günstig, wir waren leise und standen jetzt ganz stad. Doch dann gellte ein Pfiff durch den Graben und das Mankei war sofort im Bau verschwunden.

Als wir endlich tief unten nahe der Talsohle die Trockenmauer erreicht hatten, die vor langer Zeit die Alm hin zu den Felsabstürzen begrenzen sollte, da hatten wir die erste große Aufgabe zu unserer vollen Zufriedenheit gelöst. Wir hatten uns ohne Deckung dem Rudel genähert. Die letzten sechs- oder siebenhundert Meter würden wir auch noch schaffen, da waren wir uns sicher. Im Schutze der niedrigen Mauer pirschten wir gebückt zur Talsohle, und als wir ganz unten waren, konnten wir das Wild nicht mehr sehen – die Stücke uns allerdings auch nicht, und das war viel wichtiger.

Da wir ja wussten, wo und wie hoch das Gamswild stand, gewannen wir als erstes auf dem Gegenhang die Höhe, um dann sozusagen auf der Schichtenlinie eine Annäherung zu versuchen. Langsam pirschten wir in Richtung des Grates, immer gedeckt, jede Bodenfalte ausnutzend, jeden größeren Stein, bis uns ein zweites Mal Stimmen von Wanderern aus unserer Konzentration aufschreckten. In der klaren Gebirgsluft waren sie überdeutlich zu hören, weit wird dort in der Stille der Landschaft der Schall übertragen, und als wir herunterschauten, da sahen wir die Wanderer, die es sich an der Trockenmauer bequem gemacht hatten. Wie bunte Schmetterlinge wirkten sie in ihren neonfarbenen Unterhemden und in ihren nichts kaschierenden Radlerhosen. Sie picknickten unüberhörbar, freuten sich, den Abschluss ihrer Tour erreicht zu haben, und durchbrachen mit ihren Worten und ihrem schallenden Lachen die Unberührtheit eines Alpenmorgens. Ja, wie Schmetterlinge sahen sie aus, allerdings nicht annähernd so elegant, oder sollte ich nicht besser sagen: Wie Schmetterlinge sollten sie aussehen, dies zumindest las ich vor vielen Jahren in einer Alpenvereinszeitschrift, in der die bunte Kleidung der Wanderer hochgelobt wurde, während die tradierte, die in ihren gedeckten Farben die Wanderer zum Teil der Natur werden lässt, als vormodern abgetan wurde. Ja, da unten waren die bunten Schmetterlinge und vor uns das Wild, das sich noch nicht von den lauten Stimmen und den Rufen des Entzückens über die grandiose und ein wenig einschüchternd wirkende Bergwelt stören ließ.

Vorsichtig pirschten wir trotzdem an das Rudel Gamswild heran, das durch den Lärm der Wanderer allmählich doch etwas roglig geworden war. Günther hatte Bedenken,

ob wir gleich schießen oder erst abwarten sollten, bis die Wanderer endlich ihr Brot gegessen und sich danach zurückgezogen hätten. Doch das Wild wurde immer unruhiger, und da blieb uns nichts anderes übrig. Jetzt mussten wir unsere Chance nutzen, denn so viel Kraft hatte ich nicht mehr, um noch einmal eine anstrengende Annäherung vorzunehmen.

Auf den Schuss hin stob das Rudel auseinander. Freilich auch das Rudel der ungeliebten Schmetterlinge unter uns. Die alte beschossene Geiß tat sich auf einem Felsvorsprung nieder, schwerkrank und mit doch etwas krummem Rücken, und unter uns zogen sich die Wanderer, heftig diskutierend und uns vergeblich suchend, eilig zurück. Im Gegensatz zu ihnen verschmolzen wir auf die Entfernung in unserer Kleidung mit der uns umgebenden Landschaft, wir waren keine Fremdkörper, wir waren mit der Umgebung eins geworden. Die Schmetterlinge unter uns waren Norddeutsche, und ich konnte nur einige Wortfetzen verstehen, und diese klangen so, als dass die Luft dort oben doch recht bleihaltig sein solle.

Wir warteten, bis die Wanderer hinter der Kante, über die der Ritterkarbach abstürzt, verschwunden waren. Als ich dann wieder hinauf zur Gams schaute, da war das Felsköpfl leer. Fragend schaute ich zu Günther, der nur meinte: „Dort unten liegt sie, gerade vor dem großen Stein. Sehen Sie die Gams?“ Und dann war ich auch wieder beruhigt. Im Verenden hatte die Gams angefangen zu rutschen. Erst weit unten stoppte ein größerer Stein ihren letzten Weg.

Als wir an das Stück traten, zählte Günther sofort die Jahresringe, das gehört einfach dazu. Vierzehn waren es, und wieder hatten wir eine uralte, gelte Geiß erlegen können.

Unten an der Ache versorgten wir die Gams, und dann begann der beschwerlichste Teil unseres Jagdausfluges in die höchsten Höhen unser heimatlichen Berge. Auch wenn mir der Jäger, als wir an das erlegte Stück getreten waren, Waidmannsheil gewünscht hatte – so recht konnte ich seine Glückwünsche nicht genießen, so richtig glücklich war ich noch nicht. Das, was uns noch bevor stand, ließ mich nicht freudig an die nächsten Stunden denken, obwohl nicht ich die Geiß tragen musste, sondern der Jäger. In alten Jagdgeschichten hatte ich so oft gelesen, dass nur der Waidmann gerecht auf Gams jage, der das erlegte Stück auch selber heruntertrüge, doch kann ich dieser Jagdromantik nichts abgewinnen. Wer körperlich in der Lage ist, solch schwere Lasten den Berg hinunter zu schleppen, der soll es ruhig machen. Wer hierzu aber nicht fähig ist, der braucht eben die Hilfe eines treuen Begleiters. Oder sollten wir deshalb auf die Gamsspirsch verzichten?

Nachdem wir das Stück in dem Tragegurt verpackt hatten, hievten wir die Gamsgeiß gemeinsam auf Günthers Schultern, um dann auch noch dessen voluminösen Rucksack darauf zu packen. Doch anstatt jetzt ins Tal abzusteigen, mussten wir noch einmal den Grat zum Bocksteinkar hin bezwingen, schließlich mussten wir wieder zur Hütte zurückgehen, um unsere Ausrüstung aufzupacken.

Also wieder vierhundert Höhenmeter steil bergauf. Auch wenn wir uns in Serpentina hoch quälten – die Höhe musste erst einmal gewonnen werden. Allein der Gedanke daran, dass ich die Gams hätte tragen müssen, ließ mich erschauern. Und mit jedem Schritt wuchs meine Hochachtung vor der Leistung des Jägers. Auch für ihn waren die

fünfundzwanzig Kilogramm, die die Gams wog, fünfundzwanzig Kilogramm, und dazu kam ja noch die Last des Rucksackes hinzu, der ja auch nicht so leicht war wie meiner, musste ich doch nur ein Sitzkissen, etwas Brot und etwas Wasser mitnehmen, Günther freilich erheblich mehr, um für den Notfall gerüstet zu sein.

Der Schweiß tropfte von der Stirn, das Hemd war klatschnass und die Knie ziemlich wackelig. Oben auf dem Grat verschnauften wir, und ich prägte mir noch einmal das Bild dieser gewaltigen Hochgebirgslandschaft ein. Nur dort oben zeigt sich das Hochgebirge in seiner ganzen Majestät, nur dort oben über den Gipfeln können wir eher die Unermesslichkeit des Raumes erahnen. Kein Wunder, dass die Menschen seit eh die Spitzen der Berge suchten, um Gott näher zu sein. Dort oben, losgelöst von den Bindungen der Gemeinschaft, scheint das Unendliche eher greifbar zu sein.

Schnell war die Hütte aufgeräumt und gesäubert, wobei allerdings Günther diese Tätigkeiten vornahm und ich die Beine hochlegte, um mich etwas auszuruhen. Und dann ging es endgültig hinab. Des Sängers Höflichkeit schweigt lieber darüber, wie der arme Jäger immer wieder auf mich warten musste. Er ging nicht schnell, aber ich brauchte ständig die Pausen. Dabei musste er eine viel größere Last tragen: seinen Rucksack und auch noch die Gams. Irgendwie war es mir schon sehr unangenehm, ihn mit seiner schweren Last immer wieder warten lassen zu müssen, aber es ging leider nicht anders.

Und auch diese Quälerei hatte ihr Ende. Mit zittrigen Knien und vollkommen weichen Oberschenkeln erreichte ich das Fahrzeug, warf den Rucksack und den Stock auf die Ladefläche, und als Günther mir dann wieder Waidmannsheil wünschte, da war ich glücklich. Wir lachten herzlich, beschauten uns die Gams, ja endlich konnten wir uns an unserem gemeinsamen Jagderfolg erfreuen – tief und wie befreit von einer Last.

Später zeigten wir meiner Frau die Geiß, doch als sie mich sah, meinte sie – und dabei schaute sie mich ängstlich an –, ich sähe ja arg angegriffen aus, ganz grau und um Jahre gealtert. Günther und ich konnten sie aber trösten. So schlimm sei es nicht gewesen, wir hätten eine richtige Genusstour erlebt, und besonders anstrengend sei es nun wirklich nicht gewesen, die unterbliebene Rasur lasse mich nur älter aussehen. Skeptisch wandte sie sich ab, wenig überzeugt von dem, was wir sagten, und der Jäger und ich wechselten mit schlechtem Gewissen verstohlen einen kurzen Blick, aber dann schmiedeten wir schon wieder neue Pläne. Im nächsten Sommer sollte es aufs Neue hinauf zu den Graten und Karen unserer Berge gehen, hinein in die Einsamkeit der Weltenferne, hinein in die Abgeschiedenheit der Heimat der Gams, dann wollten wir wieder losziehen und unser Waidmannsheil suchen.

Zwölf Monate des Wartens lagen nun vor uns, aber auch zwölf lange Monate der Vorfreude. Dann würde mich Günther wieder mit den Worten begrüßen: „Greifen wir wieder an!“ Und dann würden wir uns in ein neues Abenteuer stürzen können, in das Abenteuer Gamsjagd, das alles von uns fordert, uns aber auch alles gibt.